

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Catherine Gaskin
Das Erbe der Marquesa

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Erstes Kapitel

1

Die Irische See brandete mit der noch ungebändigten Wildheit der vorhergegangenen Sturmnacht gegen die Küste, und der Reiter kam auf mich zu wie das Donnern des Meeres. Ich wußte sofort, wer er war, und war entschlossen, ihn zu hassen. Doch dann sah ich die vollkommene Harmonie von Reiter und Pferd, und mein Herz flog beiden entgegen.

Es war der Moment, in dem ich den Rest meiner kindlichen Unschuld verlor, wie ich später erkannte.

Er zügelte das Pferd, wozu er all seine Kraft benötigte. Es war ein Hengst von stattlicher Höhe, milchweiß mit hellbraunen Strähnen im Schweif und in der Mähne. Ein traumhaft schönes Tier. Die Flanken meiner Stute bebten, als erkannten sich Rasse und Schönheit. Ich blickte den Mann an, und ein Schauer durchlief meinen Körper. Er erwiderte meinen Blick und zog langsam den Hut.

«Miß Charlotte?»

Ich strich mit der Hand über den Hals der Stute – ein vergeblicher Versuch, uns beide zu beruhigen. «Und Sie sind Richard Selwin – Lord Blodmore?»

Sein edles Gesicht zeigte nicht den Anflug eines Lächelns. Er hatte die unverkennbaren Gesichtszüge der Blodmores und deren klare Augen. Er erinnerte mich an meinen Großvater, von dem es hieß, er sei der bestaussehende Mann ganz Irlands gewesen. Es war schwer, diesen Fremden zu hassen. Aber seinetwegen mußten wir Clonmara verlassen, seinetwegen wurden wir wie rechtlose Zigeuner aus der Heimat vertrieben. Und dennoch – wenn man ihn ansah, war es schwer, ihn zu hassen.

Seit Monaten hatten wir auf ihn gewartet, auf Richard Selwin, nunmehr Lord Blodmore, und das nur, weil meine Mutter unglücklicherweise versäumt hatte, einen Knaben und Erben zur Welt zu bringen. Wir warteten auf den neuen Besitzer seit dem Tag, an dem mein Großvater sein berühmtes Jagdpferd Wicklow Lad einen Hang hinaufgetrieben

hatte, der sich sogar für dieses kräftige, ausdauernde Tier als zu steil erwies. Wicklow Lad hatte sich ein Bein gebrochen und Großvater das Genick. Das Pferd wurde auf der Stelle erschossen; die Leiche meines Großvaters wurde auf dem Gatter nach Hause getragen, das er lieber hätte öffnen sollen, statt das Pferd den Hang hinaufzujagen. Doch Großvater war immer verwegen gewesen, Besonnenheit war ihm fremd. Und so waren Titel und Erbgut an diesen Mann gefallen, der niemals in Clonmara gewesen war.

Und nun, als ich ihn vor mir sah, erschien mir der Verlust des einzigen Ortes, der mir vertraut war, noch bitterer als zuvor. Jetzt wollte ich nicht nur Clonmara behalten, sondern ich wollte auch ihn. Und plötzlich kamen mir die halbverschleierte Andeutungen meiner alten Kinderfrau und die deutlicheren Anspielungen meiner Mutter wieder in den Sinn, und eine vage Hoffnung stieg in mir hoch.

Meine Gedanken übersprangen die letzten Monate. Es war wieder Januar, der Frost lag noch weiß auf den Nordseiten der Hecken. Mein Großvater war vor meinen Augen gestorben und alles andere mit ihm. Oder zumindest schien es mir damals so. Ich hatte meinen Großvater sehr geliebt. Ob ich meine Mutter – Lady Pat – liebte, hätte ich nicht mit Bestimmtheit sagen können. Ich bewunderte sie. Gewiß! So wie die meisten Menschen sie bewunderten. Ich bewunderte ihren Witz, ihren Charme, ihre Art, mit Leuten umzugehen, aber es gab viele Dinge, die mir schwerfielen, ihr zu verzeihen. So wie ich – ganz vernunftwidrig – Großvater nicht verzeihen konnte, daß er nur eine Tochter hatte, die Clonmara nicht erben konnte; und meiner Mutter trug ich ihre verrückte, gescheiterte Ehe nach. Diese Ehe, die so kurz gewesen war, daß ihr nur ein Kind entsprang. Ich war in Clonmara geboren, Clonmara war meine Welt, doch ich konnte Clonmara nicht erben. Es war wirklich ein trauriges Los, in diese Welt als Mädchen geboren zu werden.

Meine Mutter nahm schon kurz nach Großvaters Tod ihre Jagdpartien wieder auf. Sie war viel zu rastlos, um sich – abgesehen von einer schwarzen Armbinde und einem dekorativen Flor um den Reithut – an die üblichen Trauerformalitäten zu halten. Und so war sie waghalsiger denn je

über die Felder geritten und hatte mutwilliger denn je mit jedem Mann geflirtet. Ich dagegen hatte mich wie ein verschrecktes Kind verkrochen; die derbe Kameraderie der irischen Jagden ohne den ausgleichenden Einfluß von Großvater flößte mir Furcht ein.

Es war eine einsame Zeit, überschattet von den Gedanken an die Zukunft. Sie verwirrten mich und veranlaßten mich dazu, Dinge zu tun, die mir früher nie eingefallen wären. Ich versuchte sogar, mich zu bilden. Ich nahm ein Buch aus Großvaters Bibliothek, fing an zu blättern, legte es beiseite, griff beklommen zum nächsten, verzweifelt über meine grenzenlose Unwissenheit.

Dann beschloß ich – trotz meiner Angst und des Protests von Andy, unserem Stallknecht –, «Half Moon» zu reiten, eine unberechenbare, aber bildschöne Stute. Das Pferd war lange Zeit nicht bewegt worden, und kaum spürte es mein leichtes Gewicht auf seinem Rücken, warf es mich ab, um zu beweisen, daß es stärker war. Zitternd bestieg ich die Stute ein zweitesmal, und wieder warf sie mich ab. Sie schien meine Unsicherheit und meine Angst zu wittern und zeigte mir ihre Verachtung. Ich gab ihr Zucker und redete ihr gut zu, so wie mein Großvater es mich gelehrt hatte, und stieg wieder auf.

«Sie wollen sich wohl umbringen, Miß Charlotte», schnaufte Andy wütend. «Und was sag' ich dann Lady Pat?»

«Nichts!» rief ich und kämpfte verzweifelt, um im Sattel zu bleiben, während die Stute sich wildschnaubend im Stallhof um die eigene Achse drehte.

«Das Tier ist Ihr Tod», schrie Andy, «und meiner auch! Ich werde vor Gericht kommen, weil ich zugelassen habe, daß ein Kind sich vor meinen Augen tötet. Miß Charlotte», fügte er bittend hinzu, «Sie wollen doch nicht, daß ich Ihretwegen eingesperrt werde.»

Ich konnte ihm nicht antworten, weil in diesem Moment Half Moon aus dem Stallhof in die lange Allee preschte, die zu dem Düental führte, von wo aus man in der Ferne das Meer glitzern sah. Mir blieb keine Wahl, ich mußte mich wohl oder übel Half Moons Launen beugen.

Aber ich gab meine Bemühungen nicht auf, das Vertrau-

en der Stute zu gewinnen, sie zu beruhigen und meiner eigenen Unsicherheit Herr zu werden. Ich verbrachte jeden Tag viele Stunden mit ihr. Viel anderes gab es ja auch nicht zu tun, außer in der Bibliothek zu sitzen, was mich jedoch immer wieder aufs neue deprimierte.

Nach Großvaters Tod führte der Gutsverwalter die Geschäfte weiter, und wäre nicht die schmerzhaft spürbare Lücke gewesen, die Großvater hinterlassen hatte, und die schreckliche Unsicherheit, die selten ausgesprochen wurde, aber ständig drohend wie ein Damoklesschwert über uns hing, hätte man meinen können, alles wäre beim alten geblieben.

Die einzige Person, die sich nicht scheute, über die Zukunft zu sprechen, war meine Kinderfrau. Sie lebte schon seit Mutters Kindheit bei uns und nahm eine bevorzugte Stellung ein. Daher zögerte sie nicht, ihrer Meinung klar und deutlich Ausdruck zu verleihen. «Ja, ja, mein Kind», pflegte sie seufzend zu sagen, «nun ist alles aus. Nun bleibt uns nichts anderes übrig, als nach Galway zu ziehen, auf den Hof, den der Herr Graf auf Lady Pat überschrieben hat, in ein Haus, wo das Dach einfällt und die Felder so karg sind, daß die Pächter hungern wie die Mäuse.» Und dann griff sie zumeist zum Feuerhaken und stocherte so energisch in der Asche herum, daß die Stäbe des eisernen Rostes laut klirrten. «Es sei denn, Miß Charlotte, es sei denn, Sie würden sich aufraffen, ein wenig nett zu dem Herrn Erben zu sein. Wie wäre es, wenn Sie sich zum Beispiel gelegentlich einmal die Haare kämmen und ein nettes Kleid anziehen würden? Sie sehen nämlich gar nicht so übel aus; natürlich so schön, wie Lady Pat in Ihrem Alter war, sind Sie nicht, aber immerhin . . .» Sie sah mich an und schüttelte den Kopf über dieses Geschöpf, das sie da aufgezogen hatte. «Wenn Seine Lordschaft Sie in diesen Reithosen sehen würde, im Grabe möcht' er sich umdrehen, Gott sei seiner armen Seele gnädig. Aber nun nehmen wir mal an, dieser neue Herr fände hier eine nette, gepflegte junge Dame vor, so wie man sich die Enkelin eines Lords vorstellt, wer weiß . . . schließlich ist er unverheiratet . . . alles ist möglich . . .» Und dann war kein Halten mehr. Mit einschmeichelnder Stimme

malte sie mir aus, wie unser aller Leben in Clonmara ungestört seinen Fortgang nehmen könnte, wenn – ja wenn – ich nur ein wenig nett zu dem neuen Lord Blodmore wäre. Doch nur zu bald kam ihr wieder die harte Wirklichkeit zu Bewußtsein, und dann fügte sie voller Bitterkeit hinzu: «Allerdings wüßte ich wirklich nicht, warum irgend jemand Sie heiraten sollte, Sie besitzen keinen Pfennig, und Ihren guten Namen hat Ihre Mutter ruiniert. Ach, wenn seine Lordschaft sein Geld bloß nicht so unbedacht angelegt hätte. Aber er ließ sich von Betrügern beschwätzen, weil er schnell zu Geld kommen wollte, um seiner Tochter mehr als diesen kümmerlichen Hof zu hinterlassen.»

«Sie müssen ja nicht dort leben», antwortete ich. Mir fiel dieses ganze Gerede über Finanzen, von denen sie noch weniger verstand als ich, allmählich auf die Nerven. «Der neue Lord Blodmore braucht schließlich Angestellte in Clonmara.»

Bei diesen Worten richtete sich meine alte Kinderfrau jedesmal steif auf. «Wenn Sie glauben, Miß Charlotte, daß ich Sie und Ihre arme Frau Mutter allein lassen würde . . .» Und dann folgte unweigerlich ein vorwurfsvoller Seufzer, den ich als höchst peinlich empfand. Und so machte ich nach Möglichkeit einen großen Bogen um sie.

Meiner Mutter dagegen konnte ich nicht so leicht aus dem Wege gehen. Sie ließ keine Gelegenheit aus, mir ihre Meinung über die Lage in überdeutlichen – und nicht sehr hoffnungsvollen – Worten darzulegen. «Ich höre, der neue Lord Blodmore lebt in London und gelegentlich in Südspanien. Anscheinend macht er dort irgendwelche Geschäfte. Aber eines Tages wird er hier auftauchen und uns an die frische Luft setzen. Merkwürdig, daß er nicht wenigstens schreibt und uns mitteilt, was er zu tun gedenkt. Der alte Siddons hat durchblicken lassen, daß der neue Lord Blodmore kein sehr vornehmer Herr sei. Ich frage mich allerdings, woher ein so vertrottelter Rechtsanwalt das wissen will. Er soll ein ganz gewöhnlicher Geschäftsmann sein, ein Habenicht, dessen einzige Hoffnung darin bestand, daß Vater ohne direkten Erben stirbt. Er ist, glaube ich, ein Vetter zweiten oder dritten Grades von Papa, und so einer

erbt nun den Titel und Clonmara! Ach, Charlotte, es ist so ungerecht, so wahnsinnig unfair. Diese verdammten Gesetze – Frauen haben wirklich keine Chance . . . » Ja, dachte ich, sie hatte recht. «Ein Vetter x-ten Grades», fuhr sie lamentierend fort, «der Irland bei erster Gelegenheit verlassen hat und in Spanien arbeitete, vermutlich als Buchhalter oder so was . . . , sicher hat er Papa auch noch um Empfehlungen angebettelt. Papa kannte bestimmt eine Menge einflußreicher Leute durch diese Spanierin, in die er so verliebt war, weißt du noch? Na vielleicht nicht, es ist alles so lange her. Sie wohnte mal einen Sommer lang hier. Es hieß, sie besäße mehr Geld als der König von Spanien. Ach, wenn Papa sie doch geheiratet hätte, sie oder *irgendeine* andere, die ihm einen Sohn geboren hätte.»

Und so ging es weiter ohne Punkt und Komma, bis sie sich schließlich erschöpft ein Glas Kognak eingoß, was stets eine beruhigende Wirkung auf sie ausübte, so daß sie ihre Tirade in einem etwas hoffnungsvolleren Tonfall fortsetzte.

«Also, eins muß ich dir sagen, Charlotte, Buchhalter hin oder her, wenn ich nicht an diesen verdammten Mann, deinen Vater, gebunden wäre, würde ich selbst versuchen, mir diesen Erbvetter zu angeln. Ich wäre bereit, alles zu tun, um in Clonmara zu bleiben. Aber es gibt ja noch dich, Charlotte! Vielleicht sollten wir nach Dublin fahren und dir ein paar Kleider kaufen. Aber wer verkauft mir noch etwas auf Kredit? Es gibt keine Schneiderin und keine Hutmacherin in der ganzen Stadt, der ich nicht Geld schulde . . . » Das war zumeist der Moment, wo sie mich mit gespitzten Lippen prüfend ansah und voller Optimismus fortfuhr: «Vielleicht könnten wir zu Miß Doyle nach Wicklow gehen, sie soll recht geschickt sein. Du *mußt* einfach versuchen, ihm zu gefallen, Charlotte, das bist du mir, uns allen schuldig. Und wenn er nur halbwegs ein Herr ist, müßte ihm allein schon der Anstand gebieten, um deine Hand anzuhalten. Ja, wir werden zu dieser Miß Doyle gehen . . . »

Doch fünf Minuten später hatte sie Miß Doyle schon wieder vergessen, so wie sie alle praktischen Dinge des Lebens vergaß, und ich konnte wieder meine eigenen Wege gehen.

Der Winter ging zu Ende und mit ihm die Jagdsaison, und ich hatte Half Moon gezähmt – das heißt, soweit ein so stolzes und eigenwilliges Tier sich zähmen läßt. Die Stute akzeptierte mich, so wie sie den Zucker aus meiner Hand annahm, doch ich betrachtete ihre Einwilligung nie als Selbstverständlichkeit. Unsere Beziehungen beruhten auf gegenseitiger Liebe.

Meiner Mutter fehlten die langen Ritze über die Felder, die wenigstens einen Teil ihrer überschäumenden Energie verbraucht hatten. Sie war rastloser denn je, und der Haushalt wurde ohne Großvaters zügelnde Hand von Tag zu Tag chaotischer. Wann immer ich durch die Halle ging, hingen an den Garderobenständern die Hüte und Reitpeitschen von Mutters Freunden, und aus ihrem Boudoir erscholl lautes Gelächter. Der große Salon wurde nur noch selten benutzt, seine etwas schäbige Steifheit paßte nicht zu der lässigen Atmosphäre, die nach Großvaters Tod im Hause herrschte. Die Diener liefen ständig mit Kognak- und Portweinflaschen hin und her, und das Lachen und Gerede dauerte bis tief in die Nacht. Gelegentlich hörte ich flüsternde Stimmen im Korridor vor meiner Tür, tat aber so, als merke ich nichts. Die Zimmer wirkten vernachlässigt, die Möbel verstaubt. «Was das Haus braucht, ist eine ordentliche Wirtschaftlerin», sagte meine alte Kinderfrau bitter. «Aber das sieht deine Mutter natürlich nicht ein. Statt dessen wiegt sie sich in der Illusion, der neue Besitzer würde sie bitten zu bleiben, um ihm das Haus zu führen. Gerade sie! Die nicht mal weiß, was eine Abrechnung ist. Sie will die Rolle der Gastgeberin übernehmen, sagt sie. Gastgeberin für ihn! Als würden sich nicht schon genug Skandale an ihren Namen heften.»

Nur in den Ställen herrschte noch Ordnung, teilweise weil meine Mutter Pferde wirklich liebte, aber vor allem weil Andy Disziplin zu halten wußte. Gelegentlich wünschte ich, Mutter würde sich um ihre Tochter in gleichem Maße kümmern wie um das geschwollene Fußgelenk eines Pferdes oder das Ausmisten der Ställe. Aber Mutter war unfähig, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben; sie mußte den einmal eingeschlagenen Weg bis zum bitteren Ende gehen. Ich nahm es ihr nicht übel. Sie war nun einmal so: schön,

leichtsinnig und sogar liebenswert, wenn es einem gelang, über gewisse Dinge hinwegzusehen. Mit achtzehn war sie in London bei Hof vorgestellt worden – eine Ehre, die meinem Großvater einen Haufen Geld gekostet hatte, das er schlecht hatte entbehren können. Der Sohn eines Herzogs hatte ihr nachgestellt, und sie war eilends nach Irland zurückgeholt worden, als der Prince of Wales ein Auge auf sie warf. Kurz danach ging sie mit einem charmanten, zungenfertigen Bur-schen durch, dem Sproß eines schottischen Landbesitzers, dessen kärglicher Boden keinen weiteren Sohn mehr ernährte, der aber immerhin genug Geld aufgebracht hatte, um diesem Sohn ein Offizierspatent in einem minderen Regiment zu kaufen, das in Irland stationiert war. Er hieß Drummond, Thomas Drummond, und ich habe ihn nie gesehen, aber ich habe von den Dienstboten allerlei über ihn erfahren. Er war in den Verdacht geraten, ein Falschspieler zu sein – obwohl man es ihm nie hatte nachweisen können. Man munkelte, er hätte von Großvater, dessen Tochter er später entführte, eine gewisse Geldsumme geborgt, doch auch diese Geschichte hat niemand beweisen können. Wenn es um meinen Vater ging, waren Großvaters Lippen versiegelt. Er hatte seine Tochter mit offenen Armen in Clonmara wieder aufgenommen, ohne ein Wort des Vorwurfs. Und sie hatte sich geweigert, die Rolle der reuigen Sünderin zu spielen, wobei ihr Vater sie unterstützte. Mein Vater, Thomas Drummond, wurde nach Indien versetzt, wo er sich noch immer aufhielt. Er hatte nie in eine Scheidung eingewilligt, tat uns aber auch nicht den Gefallen, an einer Tropenkrankheit oder an einer Rebellenkugel zu sterben. Er schickte kein Geld für unseren Unterhalt. «Ich werde für meine Frau und meine Tochter sorgen, wenn sie zu mir nach Indien kommen», hatte er Großvater geschrieben.

Und so sah ich zu – in den Jahren, wo ich schon alt genug war, solche Dinge zu verstehen –, wie mein Großvater sich vergeblich darum bemühte, ein Vermögen zu machen, damit wir später nicht mittellos dastünden.

Und nun war er tot. Und das bedeutete für uns das Ende unseres bisherigen Lebens. Mutter versuchte, aus jedem

Tag, der ihr in Clonmara verblieb, das Beste herauszuholen, und ich ritt auf Half Moon über die Felder und versuchte, nicht an die Zukunft zu denken.

Und so lebten wir, als sei alles beim alten, in einer Art Traumwelt.

Aber nun hatte die Wirklichkeit uns eingeholt. Dieser Fremde war gekommen und hatte im Fluge eines Augenblicks meine Sinne verwirrt.

Wir blickten uns an, das Rauschen der Brandung in den Ohren, die Wellen benetzten die Pferdehufe, rollten zurück und spülten wieder ans Ufer. Der Mann vor mir war alles andere als ein unscheinbarer Buchhalter, er glich vielmehr dem Idealbild meiner Träume. Er sah kraftvoll und über alle Maßen gut aus, ein Mann, der würdig war, Großvaters Platz in Clonmara – und den Hauptplatz in meinem Herzen – einzunehmen, und dabei hatte er mich nicht einmal angeächelt.

Das Nachmittagslicht lag schimmernd auf den Hügeln von Wicklow. Die weiten Felder Clonmaras zogen sich von der Irischen See bis zu den sanft gewellten Hügeln hin. Das Land am Meer war sumpfig und voll Brackwasser, aber es war fruchtbar an den Hängen, auf deren höchster Kuppe das Haus stand. Die Weizen- und Roggenfelder, die Kartoffel- und Rübenäcker gehörten zu den ertragreichsten der Grafschaft, und auf dem saftigen Weideland grasten unsere berühmten Pferde und wohlgenährten Kühe. Clonmara war ein schöner Besitz mit gutem Boden, aber man sah auch, daß lange kein Geld mehr in diesen Boden investiert worden war. Man sah es an kleinen, jedoch wichtigen Dingen: Die Abflußgräben waren verstopft, die Zaunpfähle verfaulten, die anspruchslosen Schafe grasten auf den fetten Weiden, die eigentlich nur für die Kühe bestimmt waren, der Ginster wucherte, ohne daß ihm jemand Einhalt gebot. Dennoch war es ein schöner Besitz, eine nicht zu verachtende Erbschaft, die diesem Mann, der meine ganzen Gefühle in Aufruhr gebracht hatte, in den Schoß gefallen war. Und plötzlich durchbohrte mich ein Gefühl der Eifersucht, so wie der spitze Strahl der Abendsonne das dichte Laub des niedrigen Wäldchens in der Nähe des Hauses durchstach.

Noch nie hatte ich etwas Ähnliches gespürt. Ich hatte Clonmara geliebt, aber gedankenlos, unbewußt. Clonmara war ein Teil meiner selbst; ich hatte es hingegenommen, so wie Half Moon ein Stück Zucker von mir nahm.

Ich hielt es nicht mehr länger aus – diesen Schmerz und die Wirrnisse meiner Gefühle. Ich grub die Hacken in die Flanken der Stute, die halb empört, halb entzückt bei der Aussicht auf einen Galopp davonschoß. Der weiche, feuchte Sandboden war für sie wie geschaffen, sie griff weit aus, fast schien sie zu fliegen. Ich fühlte den Wind auf meinen Wangen, und die unerträgliche Spannung der letzten Minuten ließ ein wenig nach. Solange es Momente wie diesen gab, war Clonmara noch nicht ganz verloren. Plötzlich verstand ich meine Mutter besser.

Das Donnern der Hufe wurde lauter. Ich wandte mich um, der Fremde auf dem Hengst sprengte uns nach. Doch Half Moon war leichter, gewandter, besser ans Terrain gewöhnt. Ich beugte mich, in den Bügeln stehend, im Sattel vor, mein Kopf berührte fast die Mähne der Stute. Wir blieben in Führung. Ich hörte mich triumphierend lachen. Doch der Strand war lang, Kilometer fahlen Sandes lagen noch zwischen uns und dem Hügelland. Die Stute war zäh und ausdauernd, aber der Hengst war kräftiger. Er holte langsam auf. Ich spornte die Stute an, aber ich wußte, lange würde sie das Tempo nicht mehr durchhalten. Und für kein Rennen, für keinen Mann der Welt würde ich ein Tier überfordern. Ich zog vorsichtig und sanft die Zügel an, um Half Moons Gangart zu verlangsamen, nach wenigen Metern verfiel sie in Trab und schließlich in Schritt. Der Mann hatte gewartet, bis er uns eine Pferdelänge voraus war, dann zog auch er die Zügel an, und nun ritten wir Seite an Seite, die Pferde bewegten sich im Einklang, in einem naturgelenkten Rhythmus, gleich den Wellen der See. Schließlich hielten wir an, ich glitt aus dem Sattel und stellte zu meiner Beschämung fest, daß auf dem glatten Fell eine schäumende Schweißschicht glänzte. Der Mann stieg auch vom Pferd. Wir machten kehrt und gingen zu der Düne zurück, wo der Pfad begann, der zum Haus führte. Plötzlich ergriff der Fremde die Zügel meines Pferdes und umschlang mich mit